Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 52 — Bremen-Berlin, den 23. Dezember. — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Wie die Kinder. Von R. Emde. — Die Weisen aus dem Morgenlande. Von W. Nestle. — Maria-Verehrung und Maria-Legenden. Von Bruno Weiß. — Bethlehem. Von Willy Wohlberedt. — Die Weihnachtspredigt. Von Baars. — Weihnachten. Von Wohlleben. — Eine Weihnachtsbitte.

Wie die Kinder.

Jesus stellte ein Kind inmitten seiner Jünger. Sie sollten daran ihr Leben und Streben wieder orientieren. Was Jesus einmal tat, tut das Christfest jedes Jahr. Es stellt das Kind in den Mittelpunkt des Hauses, des Lebens überhaupt. Weihnachten ist die große Volkshuldigung für die Kindheit. Weihnachten ist das laute Ja und Amen der Christenheit zu Jesu Wort, daß nur der Teil am Himmelreich hat, der wieder wird wie ein Kind. Vielfach ungekannt und ungenannt geht durch Alte und Junge, durch Ernste und Bewegliche die Ahnung, daß im Kinde Heilig-Menschliches zu Tage tritt, was wir nicht verlieren dürfen, ohne schmerzliche Einbuße an Lebenswert und Lebensglück zu erleiden.

Die Großen im Geist, welche die edelsten Seiten des Menschenwesens kraftvoll in sich ausgestalteten, haben ein besonders starkes Gefühl dafür gehabt. Sie sind fast alle kinderlieb gewesen. Wer dächte nicht an das wundervolle Bild aus Jesu Leben. Ein Kind hat er auf dem Arme, das andere an der Hand, das dritte und vierte schmiegt sich an seine Seite. Sie zieht es zu ihm hin und ihn zieht es zu ihnen. Dem Manne mit den blitzenden Augen und dem donnernden Wort, Luther, fließt die Seele still über, wenn er daheim in der Dämmerstunde die Lieder seines Hänschen und seiner Gretelein und der anderen Kinder auf der Laute begleitet. Manch' andere könnte ich noch nennen. Je mehr wir nicht nur auf die äußeren Leistungen, sondern in die inneren Seelengründe der großen Männer sehen lernen, um so öfter wird uns bei ihnen der wunderbare Zug zum Kinde begegnen. Offenbar, sie fühlen sich mit ihrem Besten dem Kinde wesensverwandt.

Man kann sagen: ein Teil ihrer Größe ist ihre Kindlichkeit. Sie wären verborgene Sterne geblieben, wenn sie nicht den Mut gehabt hätten, sie selbst zu sein, sich selbst zu geben. Nie war ein großer Mensch die verbesserte oder verschlechterte Nachschrift seiner Zeitgenossen. Immer lebte er aus der ureigensten Seele heraus. Sein Leben war immer die unverfälschte Offenbarung seines innersten Selbst und damit dessen, was Gott, der Allmächtige in ihm webte und wirkte. Ist das nicht Größe und Kindlichkeit zugleich? Denn wo es nicht verbildet und verkünstelt wird, da lebt auch das Kind sich selbst, im Spiel, im Blick, im Wort nur sich selbst. Trotz alles Nachahmungstriebes, in seinem Wesen ist das Kind wahr; seine Seele wandelt gleichsam nackend unter uns, noch nicht aufgeputzt mit Flitter und Tand, mit Schein und Lüge und Phrase. „Siehe, so hat mich Gott gemacht, so wie du mich siehst", spricht die Kindesseele. „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit." Meint's das Sprichwort tadelnd? Dann sage ich: o fromme, selige Narrheit, wer dich hätte in deiner ganzen Schöne und Heiligkeit, wer dich behielte bis ans Lebensende!

Aber das ist's gerade, was wir vielfach verloren haben und was wir doch nicht entbehren können zu unserem Heil. Wir haben vielfach uns selbst verloren, oft auf Schritt und Tritt verlieren wir unsere Seele. So wie wir sind und leben, ach Gott! wie viel spricht, handelt, scheint, lügt da aus uns, was gar nicht zu unserem innersten Wesen gehört! Angelerntes, Anerzogenes, aus Beruf und Umgebung Angeflogenes, aus Schwachheit und Ehrgeiz illegitim Erzeugtes, aus Brauch und Mode knechtisch Übernommenes, aus Feigheit und Menschenfurcht schwächlich Geborenes, — das macht sich breit in unserem Sein und Leben. Unser Bestes aber, unsere Seele, bleibt tagelang hinter siebenfachen Riegeln eingesperrt. Können wir uns darüber wundern, daß sie sich rächt? Wer die Himmlische aus sich heraus nicht in sein Leben treten läßt, darf der sich beklagen, daß sein Leben so selten in den Himmel tritt, in das große Gefühl der Gottgemeinschaft? Sehet die Kinder; sie blühen ein jegliches nach seiner Art als Blumen, wie sie Gottes Hand selbst in den Menschengarten pflanzte. In ihrem Leben ist noch ihre Seele. Werdet wie die Kinder; nehmet sie auf eueren Schoß in diesen Tagen und lernet von ihnen, wie man seine Seele lebt.

Aber was ist dein Eigenstes, o Mensch, deine wahre unverbogene Seele? Ich meine nicht die Individualität: die ist die Form. Ich aber frage nach dem Inhalt, nach dem wahren, unverfälschten Menschenwesen, das unser aller Krone und Glück ist. Die Edelsten der Menschen haben je und je danach gesucht; am besten und reichsten gefunden hat's der, dem die Weihnachtsglocken klingen. Gegen die Größe und Schönheit Jesu kommt nichts auf, man mag noch so viele neue und allerneueste Menschheitsideale aufstellen. Sie leuchten eine kurze Zeit und dann verblassen sie doch wieder im Glanze des Kämpfers- und Dulderlebens Jesu. Hier ist mehr als Nietzsche und Haeckel und mehr als Goethe. Freilich, hier werden nicht leichtlich die „Lebensrätsel" gelöst, aber hier wird für suchende und sehnende, kämpfende und leidende, stürmische und zagende Herzen das wahre Leben gewonnen; hier werden die verwirrenden, seelentötenden Mächte besiegt. Keiner hat Worte gesprochen, zu denen die Menschenseele unter Seide und Lumpen in ihren Wahrheitsstunden so freudig Ja und Amen sagt, als zu Jesu Wort. Kein Lebensbild so schlicht und groß, daß das Herz des Königs und des Bettlers in seinen Weihestunden ihm bezeugen muß: so möcht' ich sein, so muß ich sein, als Jesu Bild.

Hier laßt uns unsere Seele wiederfinden. Und wer sie fand, der kann sie nicht mehr verbergen, der muß sie reden lassen in seinem Wort und handeln in seiner Tat und leiden in seinem Leid und jauchzen in seinem Glück. Der lebt „wie die Kinder".

R. Embe.

Die Weisen aus dem Morgenland.

Weihnachten ist wieder da, das ernste und frohe Fest: ernst, weil es uns erinnert an eines der folgenreichsten Ereignisse der Menschheitsgeschichte an den Beginn eines neuen Welttages, der mit dem Eintritt des Christentums in die absterbende Welt des Altertums anbrach, froh, weil wir dabei der Segnungen gedenken, die nach schweren Kämpfen für die sittliche Erneuerung der Menschheit daraus erwachsen sind und deren wir uns erfreuen dürfen. Da lesen wir denn wieder die alten schönen Geschichten von der Geburt des Weltheilandes, wie sie uns Matthäus und Lukas erzählen, und da und dort stehen unter dem strahlenden Christbaum die wohlbekannten Gestalten der Hirten, die auf die Verkündigung des Engels zur Krippe nach Bethlehem eilen, um das göttliche Kind anzubeten, und zu denen sich „die Weisen aus dem Morgenland" gesellen, oder wie sie in der außerbiblischen Legende heißen, die „heiligen drei Könige", die gleichfalls dem neugeborenen König als ihrem und der ganzen Welt Herrn huldigen und auf ihren Rossen und Kameelen ihm prächtige Geschenke bringen: Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und doch, wenn unsere Kinder mit leuchtenden Augen diese Szenen betrachten und mit gespanntem Ohr unserer Erzählung lauschen, mischt sich vielleicht manchem unter uns ein bitteres, wehmütiges Gefühl in die Weihnachtsfreude, jenes Gefühl, das Faust die schmerzlichen Worte auspreßt: „Die Botschaft hör ich wohl; allein mir fehlt der Glaube." Sollen wir uns nun darüber grämen, daß wir nicht mehr in naivem Kinderglauben uns vorstellen können, daß ein Chor von Engeln auf das Feld von Bethlehem herabschwebte und seinen Jubelruf erschallen ließ, oder daß ein seltsamer Stern vor jenen „Weisen" als Wegweiser am Himmel hinzog und über der Herberge in Bethlehem stehen blieb? Oder sollen wir das alles als Torheit verlachen im stolzen Bewußtsein unserer natürlichen Welterkenntnis und uns selbst, unsere Kinder und vielleicht Schüler mit der trockenen Tatsache abspeisen: vor 1905 Jahren ist Jesus von Nazareth geboren? Keines von beiden! Sondern wir wollen auch hier dem trefflichen Grundsatz eines großen Denkers der Neuzeit folgen: „weder lachen noch weinen, sondern verstehen"! Wirklich, diese Geschichten sind es wert, daß man sich in sie versenkt und sie zu verstehen sucht. Denn wenn sie keine geschichtlichen Tatsachen sind, dann erhebt sich ja erst recht die Frage: wie sind sie entstanden und was ist ihre Bedeutung? Können wir diese Frage auch nicht bis in jede Einzelheit beantworten, so doch immerhin annähernd. Hier wollen wir die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenland betrachten, wie sie entstand und was sie uns sagt.*)

Nur Matthäus erzählt uns diese Geschichte, und sie ist bei ihm verflochten mit der Erzählung vom Kindermord des Herodes. Der letztere mag beiseite bleiben; aber wie hat man sich die Entstehung der übrigen Geschichte zu denken? Das Nächstliegende ist, sich an Aussagen des Alten Testaments über den erwarteten Messias zu erinnern und ohne Zweifel schwebten dem Verfasser unseres Evangeliums Stellen vor wie Psalm 72, 10 f.: „Die Könige zu Tarsis und auf den Inseln werden Geschenke bringen, die Könige aus dem Reich Arabien und Seba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten und alle Heiden werden ihm dienen". Und ähnlich Jes. 60, 6: „Sie werden aus Seba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des Herrn Lob verkündigen" Aber merkwürdig genug ist es, daß Matthäus sein sonst so oft wiederholtes „auf daß erfüllet würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht", hier nicht angebracht hat. Ferner haben wir es bei ihm nicht, wie in der Psalmstelle, mit „Königen" und genau genommen auch nicht mit „Weisen" zu tun, wie Luther übersetzt hat; sondern im Grundtext werden die Männer „Magier" genannt. Unter Magiern aber hat in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung jedermann die Priester des persischen Lichtgottes Mithras verstanden. Daß dem so ist, lehren uns, abgesehen von den literarischen Zeugnissen, die altchristlichen Kunstdenkmäler selbst, auf denen die oft dargestellte Anbetung der „Weisen" diese immer im Kostüm von Mithraspriestern zeigt. Nun verstehen wir auch, wie das Motiv mit dem Stern hereinkam. Die alten Kirchenväter, welche die Astrologie mit Recht als heidnischen Aberglauben bekämpften, nahmen daran begreiflicherweise Anstoß, weil ja die Erzählung diese als wahr zu bestätigen schien. In der Tat war in der damaligen Welt der Glaube, daß jeder Mensch unter einem bestimmten Gestirn geboren und sein ganzes Leben hindurch dessen zauberhaftem Einfluß unterworfen sei, sowie daß Geburt und Tod besonders bedeutender Menschen oder der Eintritt gewaltiger Ereignisse durch Himmelserscheinungen angekündigt werde, weit verbreitet. Bei der Geburt des Königs Mithridates VI. von Pontus wie beim Tode Cäsars verkündigte ein Komet der Welt das große Ereignis; Nero wurde durch die Erscheinung eines solchen erschreckt und dem Aeneas zeigte gar ein Stern den Weg von Troja nach Italien. Ganz besonders aber spielte die Beobachtung und Deutung der Gestirne eine hervorragende Rolle im Kultus des Mithras, in den sie aus ihrer ursprünglichen babylonischen Heimat eingedrungen war. Die Mithraspriester, die Magier, waren immer zugleich Sterndeuter und so sind sie es auch bei Matthäus.

Warum aber sind es gerade Mithraspriester, die dem neugeborenen Jesuskind huldigen und zu diesem Zweck die weite Reise aus dem fernen Osten nach Judäa machen? Dafür läßt sich ein doppelter Grund vermuten, ein allgemeiner und ein besonderer. Wir beginnen mit dem letzteren. Es war im Jahre 66 nach Christus, da hatten die Feldherren des Kaisers Nero die in Mesopotamien und ostwärts davon wohnenden Parther besiegt, so daß Tiridates, der König von Armenien, dessen Oberhoheit immer den Zankapfel zwischen den Königen der Parther und den römischen Kaisern bildete, sich bequemen mußte, die angemaßte Krone niederzulegen, um sie in Rom selbst aus Neros Hand aufs neue zu empfangen. Mit einem großen und glänzenden Gefolge, unter dem sich auch „Magier" befanden, und dessen Unterhalt dem römischen Staat täglich 200 000 Denare (etwa ebenso viele Franks) kostete, reiste er aus dem äußersten Osten durch die Provinzen und Städte Asiens westwärts der Küste zu und weiter nach Italien. In Rom warf er sich unter großen Festlichkeiten nebst den ihn begleitenden parthischen Prinzen dem Kaiser zu Füßen mit den Worten: „Ich bin dein Sklave, o Herr, und bin zu dir gekommen als meinem Gotte, um dich anzubeten wie den Mithras". Dann erhielt er von Nero seine Krone zurück und zog, wie berichtet wird, auf einem anderen Weg wieder in sein Land. Gerade so, wie er zu Nero, sagen die „Weisen" zu Herodes, daß sie gekommen seien, den neugeborenen „Judenkönig" anzubeten, und wie er kehren sie auf einem anderen Wege heim. Daß dieser prächtige Zug des orientalischen Fürsten mit seinen Mithraspriestern in den zahlreichen Städten und Provinzen, die er passierte, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, ist begreiflich. Und die Analogie des Vorgangs hier und bei Matthäus liegt auf der Hand: wie der orientalische Fürst mit seinen Magiern dem irdischen Herrn der Welt, dem römischen Kaiser, huldigt, so beugen sich die Magier im Evangelium vor dem himmlischen Herrn der Welt: denn das ist ja zugleich der neugeborene „Judenkönig", der Messias.

Aber der Christ, der die Erzählung des Matthäus las,

*) Ich folge dabei einem Aufsatz von A. Dieterich in der Zeitschrift für die neutest. Wissenschaft 1902, S. 1 ff.

konnte noch mehr als dies darin finden und damit kommen wir zu dem allgemeinen Grund, der zu ihrer Entstehung geführt haben mag. Wenn sich die Mithraspriester vor Christus beugten, so beugte sich damit vor ihm auch der Gott, dem sie dienten: die Mithrasreligion unterwarf sich dem Christentum. Wir wissen heute, daß diese über das ganze römische Reich an einer Unzahl von Kultstätten verbreitete Religion im zweiten und dritten Jahrhundert die bedeutendste und gefährlichste Rivalin des Christentums war, mit dem sie sich in manchen Einrichtungen des Kultus und namentlich auch in ihrem mystischen Charakter berührte. Den endgültigen Sieg hat das Christentum über sie erst im Laufe des vierten Jahrhunderts davongetragen und wahrscheinlich, um das Andenken an sie zu verdrängen, wurde um diese Zeit das Weihnachtsfest vom 6. Januar, an dem es ursprünglich gefeiert wurde, auf den 25. Dezember verlegt, den Geburtstag des „unbesiegbaren Sonnengottes Mithras", der hierdurch verdrängt werden sollte. Was im vierten Jahrhundert geschah, das hat der um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert schreibende Verfasser unseres Evangeliums in seiner Erzählung vorausschauend versinnbildlicht.

So ist uns denn die Geschichte von den „Weisen aus dem Morgenlande" zwar kein historisches Ereignis, sondern eine aus verschiedenen Motiven entstandene Sage. Eine Sage, aber weder eine dreiste Erzählung noch ein törichtes sinnloses Märchen, sondern eine schöne Dichtung, die Zeugnis ablegt von der Glaubenskraft und von der Siegesgewißheit des jungen Christentums. Denn, wie der jüngst verstorbene Altmeister der religionsgeschichtlichen Forschung einmal sagt: „Echte Sage ist so heilig und so rein wie das religiöse Gefühl, aus dem sie als Blüte hervorbricht".*) Auf diese Weise betrachtet lasten jene Wundergeschichten unserer Evangelien nicht als drückendes Gewicht auf unserem modernen Fühlen und Denken, sondern wir erkennen in ihnen Erzeugnisse sinnvoller Sage und Dichtung, wie sie alles Große und Hohe in der Welt zu umranken pflegt. Wir stehen ihnen frei gegenüber und können uns ihrer aufrichtig freuen als dichterischer Schöpfungen einer frommen Phantasie, die „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte webt". Ja eben, weil diese Geschichten nicht wirkliche Ereignisse wiedergeben, sondern eine höhere, innere, religiöse Wahrheit enthalten, ist ihnen jene unverlierbare Frische und Schönheit eigen, mit der sie uns immer wieder bezaubern, und findet das Wort des Dichters auf sie Anwendung:

„Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!"

Schöntal (Württemberg). W. Nestle.

Maria-Verehrung und Maria-Legenden.

Die Maria der Bibel ist eine einfache Frau, eine Zimmermannsgattin von schlichtem, reinem Wesen. Sie versteht ihren Sohn und seine Ideale nicht trotz ihrer Liebe, ja wegen der warmen Liebe des Mutterherzens, das dem Sohne jedes Leid ersparen möchte. Und Jesus selber fühlt das, und er ruft es fest und bestimmt in die Versammlung derer hinein, die ihn umgibt: daß er als seine Mutter, Schwestern und Brüder die anerkennt, die den Willen seines Vaters im Himmel tun. Vielleicht schon vorher, aber sicher in der Todesstunde am Kreuz klingt das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn in der schönsten und innigsten Harmonie aus. Die trauernde Mutterliebe und die treue Liebe des Sohnes, der seinem Lieblingsjünger in der Sterbestunde die Fürsorge für die Mutter übergibt, geben uns davon Zeugnis. Das ist die Maria der evangelischen Geschichte, sorgend für das Kind, bekümmert um den kämpfenden Mann, trauernd um den Sterbenden, immer bewegt und erfüllt von Mutterliebe.

Schon das Lukas- und zum Teil auch das Matthäusevangelium hat eine dichterisch verklärte Geschichte der Geburt Jesu vorausgeschickt. Sie zeigen uns die demütige, aber doch von dem hohen Bewußtsein erfüllte Mutter, die berufen ist, der Welt den Heiland zu bringen.

Ich sah in Berlin ein Bild der Modernen Schule, welches Maria darstellt als eine ältliche Frau, wie sie ja auch damals gewesen sein muß, neben ihr auf einer Rasenbank Christus, beide in eifrigem und lebhaftem Gespräch begriffen. Die Szene war lebensvoll. Sicher hat es solche Momente gegeben in ihrem Leben, aber doch wird solche Darstellung nie das Idealbild aus dem Herzen des Volkes reißen, wie es schon lange vor Rafael und nachher in unzähligen Variationen die Kunst uns dargestellt hat, als das Bild der himmlischen Mutter, der milde segnenden ewig Reinen, der Himmelskönigin.

Ist es bloße Gewöhnung, daß wir jene klassischen Marienbilder, wenn sie auch nicht der Wirklichkeit entsprechen, doch mit Verehrung betrachten, oder hängt es nicht vielmehr auch bei den Protestanten zum größten Teile mit dem religiösen Leben zusammen? Damit, daß die Liebe zu Jesu uns unwillkürlich dazu antreibt, auch die Mutter in der Kunst und in der eigenen Phantasie gern in einem außerordentlichen Lichte zu schauen? Was wir Protestanten uns in dem religiösen Kunstgefühl so gern gefallen lassen, wurde in der katholischen Kirche zum Dogma, das in den Mittelpunkt des Glaubens und des Kultus trat.

Schon in den ersten Jahrhunderten war die Marienverehrung angebahnt. Im Keime war ja dieselbe schon in den Erzählungen des Lukas enthalten. In die Streitigkeiten über die Person Jesu mußte notwendig auch die Person der Maria hineingezogen werden als die Mutter dessen, den man als Gott verehrte. Schon Origenes hatte sie als das Vorbild aller Frauen hingestellt, ebenso Ambrosius von Mailand. Nachher ging es rasch vorwärts. Aus den sogenannten Nestorianischen Streitigkeiten ging sie siegreich als die Gottesmutter hervor. Die Phantasie arbeitete geschäftig sie zu verherrlichen, und es entstand ein bunter Legendenkreis, der dem Heidentum Ehre gemacht hätte. Cardinal Damiani pries sie als die schönste, als von so großer Schönheit, daß Gott selbst für sie in Liebe entbrannte und zu ihrem Preise das Hohelied der Liebe sang. Thomas von Aquino sieht in ihren sieben Tugenden „Die sieben Säulen der Weisheit", und unzählige Wundererzählungen verherrlichen ihre Macht, bald in mehr irdischer, bald in feiner, geistiger Weise. Mariengilden entfalteten ihre Fahnen, die Marienfeste mehrten sich und die Kirchenlehre stellte sie höher und höher, bis man auch ihr die unbefleckte Empfängnis zusprach.

Und so ist's geblieben in der katholischen Kirche bis heutigen Tages. An die mächtige Fürsprecherin der Menschheit, als welche sie seit dem vierten und fünften Jahrhundert galt, wenden sich weitaus die meisten der katholischen Gebete, so daß Christus, ja Gott selber hinter ihrem strahlenden Glanze zurücktreten. Dem denkenden Verstande scheint es unbegreiflich, daß diese von Menschen geschaffene Göttin sich in unserer aufgeklärten Zeit so ungestört behauptet, daß die Menschen sich nicht zu dem Standpunkte eines Muhammed hindurchringen, der den Mariendienst, als eine Verletzung des einigen Gottesglaubens bekämpfte, daß sich nicht in ihnen dieselbe Frage regt, die einst der junge Wessel tat, als ihn Thomas a Kempis in den Mariendienst einweihen wollte: „Warum führst du mich nicht direkt zu Christus?" Und das Rätsel wird noch größer, wenn wir hören, daß selbst die Reformatoren noch lange Zeit die Marienfeste bestehen ließen und die Marienverehrung guthießen.

Jede religiöse Regung hat zwei Wurzeln, die eine in der Geschichte, sie ragt in die Vorzeit, die andere haftet tief in der das Ewige suchenden Menschenseele. Wir müssen zu den Wurzeln dringen, wenn wir das Rätsel verstehen wollen.

In Antwerpen hatte ich vor einigen Jahren Gelegenheit, einem großen Marienfeste beizuwohnen. Die ganze Kirche strotzte von Rosenguirlanden und -sträußen, durch die Gassen wallten lange Züge festlich gekleideter, mit Rosen geschmückter Menschen; und Jubel und Musik wollten kein Ende nehmen.

*) Usener, Weihnachtsfest. S. 76.

Unwillkürlich schweifte mein Blick in die graue Vorzeit, in der die Heiden ihren Naturgöttern zu Ehren manch frohes Naturfest begingen. Eine solche sinnbestrickende Blumenfeier haben unsere Ahnen wohl einst der Freya gebracht. Aber wie? Wenn wir gerade hier eine der Wurzeln aufgedeckt hätten? Mir ist's nicht zweifelhaft, daß, wie in so manchem anderen Falle auch, für den Volksgeist zunächst das Wesen der Göttin dasselbe blieb und nur die Person, der Name, wechselte. Aus der Freya wurde die Maria. In vielen kleinen Zügen könnte sich wohl der Nachweis führen lassen. Wir erwähnen nur das eine, wie dieselbe Pflanze erst Venushaar, dann Freyaskraut, dann Mariägras genannt worden ist. Aber die zweite Wurzel? Nun lasset uns sehen. Die Kirchenlehre hatte den Menschen einen Christengott vor Augen geführt, der mit gewaltigem Ernste droht und straft, und dessen unerbittliche Gerechtigkeit Sühne und Blut fordert; und sie zeigte den Menschen ein Christusbild, einen Christus, welcher den Menschen zurief: entsaget und nehmt euer Kreuz auf euch! Das war hart, scharf und gewaltig. Aber das Gemüt forderte noch etwas anderes, sehnte sich auch nach Milde, nach Weichheit, nach einem sanft ausgleichenden Wesen. Das fand das Menschenherz in Maria, dem Ideal des Weibes. Und sinnvoll sind die beiden höchsten Ehrenstufen des weiblichen Geschlechtes in Maria vereinigt, das reine, demutsvolle und schüchterne Wesen der Jungfrau und die große, reiche, schützende und hingebende Liebe der Mutter. Christus und Gott selbst vertraten das männliche Prinzip, die Marienverehrung das weibliche. War es denn ein Wunder, daß unser deutsches Volk, von dem ein Tacitus sagt, daß sie im Weibe etwas Göttliches, Verehrendes, Heiliges sahen, ein Volk, das in der Zeit der höchsten Entfaltung der männlichen Rittertugend dem Frauen- und Minnedienst huldigte, und in der Zeit der Romantik diesen Geist wieder aufleben ließ, den Mariendienst aufnahm und begierig den Glauben an die Göttliche erfaßte, deren ideale Weiblichkeit sie mit sanfter Liebe zur Frömmigkeit und zur religiösen Begeisterung lockte?

Alle Züge, die die Legende von Maria berichtet, sind weich, versöhnend und mild, Hunderte von Heilungswundern, so erzählt die Sage, habe sie vollbracht, und wie sie Menschen hilft und z. B. die abgehauenen Hände Leos des Zweiten wieder den Armen anfügt, so erbarmt sie sich des Stars, der in den Klauen des Habichts das mechanisch gelernte „Ave Maria" angstvoll schreit und errettet ihn. Wo sie spricht, fallen Rosen aus ihrem Munde, ein Sinnbild davon, daß die göttliche Rede eine liebliche Rede ist, und wo sie durch ein Dorngebüsch schreitet, geht sie selbst unverletzt, und die Dornen fangen an Blüten zu treiben, ein Sinnbild dafür, daß in einem edlen, reinen Geiste sich auch das Widerwärtige im Leben in Frieden und Segen verwandelt. Ein Licht, das vor ihrem Bilde brennt, beruhigt die Schiffer im Sturme, und das schuldbeladene Gewissen ruft zu ihr,

ach neige,
du Schmerzensreiche,
dein Antlitz gnädig meiner Not.

Liguori erzählt uns, daß Papst Leo in einem Traume zwei Leitern gesehen habe. Auf der einen, der blutroten, stand Christus, auf der anderen, der weißen, Maria, und manche, die auf der ersten Leiter nicht emporkamen, sondern wieder herabglitten, wurden auf der zweiten freundlich von Maria emporgezogen. Im Mariendienst versöhnt sich die Welt auf sanftem Wege mit Gott.

Wir Protestanten brauchen solche Marienverehrung nicht und verwerfen sie. Denn Gott ist uns alles in allem, und in Christo, der uns zu ihm führt, finden wir zur Genüge auch die Offenbarung des sanften, liebenden Gottes. Und wir wissen: in den Marienerzählungen ist keine Wahrheit. Bild ist alles und tiefsinnige Dichtung. Der Verstand mag darum lächeln, wenn er Menschen sieht, die mit dem Rosenkranz in der Hand knieend ihr „Ave Maria" beten, aber wer fromm ist, der wird aus dem Gebete solcher frommen Beter zwar nicht aus seinem Inhalt, sondern aus der Andacht, die es durchweht, doch einen verwandten Ton herausklingen hören: das Suchen und Sehnen des schwachen Menschenherzens nach dem Ewigen. Das ist protestantische Duldsamkeit.

Als Melanchthons Mutter den Sohn einmal mit angstvollem Herzen fragte, ob sie denn den alten Glauben behalten könne oder den neuen Glauben annehmen solle, ließ sie Melanchthon beten. Und sie betete mit aller Frömmigkeit eines schlichten Gemütes, betete auch sicherlich so manches Gebet zu Maria. Und Melanchthon sagte der bekümmerten Mutter, deren Geist er nicht verwirren wollte, sie solle nur ruhig so weiter beten, so werde sie schon das Heil erlangen.

Es fehlt unserer Zeit etwas vom Geiste Melanchthons.

Bruno Weiß.

Bethlehem.

Von Kaufmann Willy Wohlberedt, Berlin.

Weihnachtsfeier, ein trautes Wort! Laut erschallt der Glocken Klang in die stille Winternacht und ruft die treue Christenheit zum strahlenden Lichterbaum ins Gotteshaus. „Euch ist heute der Heiland geboren!" spricht der Geistliche mit freudiger Stimme. „Ehre sei Gott in der Höhe", erklingt es tausendfach aus der Gemeinde unter den brausenden Tönen der Orgel. — Draußen aber über Straßen und Plätze heult der eisigkalte Wind und treibt sein neckisch Spiel mit den unaufhörlich herabwirbelnden Flocken. —

Wie anders ist es doch in der Ferne, weit, weit von hier, im vielgenannten Bethlehem. Eingebettet in grünende und blühende Büsche, beschattet von Palmen, auf deren Zweigen gefiederte Sänger ihr Liedlein singen, beschützt vom klaren, blauen Himmelsdome, ruht es um diese Zeit wie im heiligen Schlummer.

Noch anders aber sieht es dort im Sommer und Hochsommer aus. Da weht kein kühles Lüftchen; da grüßen einem keine farbigen Blüten und sangeslustige Vögel; alles ist einförmig, gelb, sandig, eingegangen; selbst die Menschen sehen mißmutig und verstimmt aus, als sei alle Freude gestorben. Den Wandersmann beschleicht ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit beim Anblick der düsteren, unfreundlichen Umgebung, und er sehnt sich nach der Heimat zurück, nach den heimatlichen Bergen und Bächen, nach seinen guten Freunden und treuen Lieben.

Dreieinhalb Jahre werden es, als ich mich in jenen Gegenden befand und das gelobte Land durchstreifen durfte.

Einen kleinen Dämpfer empfing ich schon, als ich mit meinen übersprudelnden Gefühlen in Jaffa anlangte und dort von einer Hitze angehaucht wurde, die stark an die Backofenglut erinnerte. Und als ich in einem wackeligen Omnibus von Jaffa nach Jerusalem fuhr, war es nicht im geringsten besser; auf der Wanderung nach Bethlehem eher schlechter. Der Deutsche leidet auf die Dauer sehr unter der Hitze; selbst der fanatischste Gläubige, der sich dort an Betgeleier und Küssen von Heiligtümern garnicht genug tun kann, bekommt die Sache einmal satt und geht mit einem Gottseidank davon.

Nur eine gute Meile, etwa 8 Kilometer, liegt Bethlehem südlich von Jerusalem in steiniger Öde.

Kurz vor der Mittagszeit war es, im Monat August, als mich die freundliche Wirtin (im protest. Hospiz wurde ich nicht aufgenommen) nach vielen Beschreibungen und Angaben auf den rechten Weg brachte. Am Jaffatore, umgeben von Fuhrwerken, Kutschen, Lastwagen, zweirädrigen Karren, angestaunt von Menschen aller Farbenschattierungen, vom zartesten weiß der blonden Engländerin bis zum tiefsten schwarz des mittelafrikanischen Krauskopfes, nahm ich von meiner Begleiterin Abschied und ging die gutgepflegte Straße am Fuße der riesenhaften Stadtmauer und der Davidsburg entlang, am wasserlosen Sultansteiche vorüber, dem unwirtlichen, fast vegetationslosen Hinnomtale entgegen. Dort steht

der Berg Zion mit dem Cönaculum (in welchem sich das Grab Davids befindet und der sogen. Abendmahlssaal), dem Berge des bösen Rates gegenüber, wo Kaiphas den Rat gab, Jesum zu töten. Dann folgt leichthügeliges Land, auf dem nur hin und wieder ein armseliges Gehöft auftaucht. Überall derselbe trostlose Anblick.

Durch das Tal Raphaim erreichte ich nach einer halben Stunde das griechische Kloster Mar Elias, vor dem am Wege ein öffentliches, steinernes Brunnenhäuschen steht, an dessen Wänden Messingmundstücke befestigt sind, mittelst deren man das kühle Wasser aus der Tiefe heraufsaugen kann. Ich ruhte dort ein Weilchen und hatte Muße zu beobachten, wie einer nach dem anderen der dürftig bekleideten Landleute, ohne erst den Hahn groß zu reinigen, sich an dem erfrischenden Naß labte. Aus diesem Brunnen sollen der Sage nach Jesus und seine Eltern getrunken haben. In der Nähe des Klosters zeigt man eine Fußspur des Propheten Elias, die ein phantasiereicher Kopf entdeckt hat, da das Kloster Mar Elias mit dem Propheten gleichen Namens gar nichts zu tun hat, sondern seinen Namen dem Erbauer Elias, einem Metropoliten, verdankt, dessen Leichnam noch im 17. Jahrhundert gezeigt wurde. Ein schöner Rundblick auf Jerusalem, Bethlehem, den Frankenberg und die Moabiterberge belohnte den mühsamen Weg.

In kurzer Zeit war Bethlehem erreicht.

Durch eine enge Straße mit einstöckigen, massiven Häusern, über deren Pforten an vielen ein Kreuz sichtbar war, zum Zeichen, daß die Besitzer Christen sind, erreichte ich den geräumigen, von hohen Mauern, dem Post-Telegraphengebäude und einigen Verkaufsgeschäften eingefaßten Vorplatz zur Geburtskirche.

Heutzutage soll Bethlehem an 8000 Einwohner zählen, von denen 3000 römisch-katholisch, 1700 griechisch, 50 protestantisch, etwa 2600 Moslemin, 600 armenisch und wenige Juden sind.

Durch das niedrige, etwa eineinhalb Meter hohe und ebenso breite Tor, vielmehr Loch, dem einzigen Zugange, betrat ich gebückt das Innere der fünfschiffigen Kirche. Das Längsschiff zeigte nichts Auffallendes und Kunstvolles noch Luxuriöses. Im Gegenteil machte auf mich das Innere eher den Eindruck, als befände ich mich in einer unbedeutenden Stadtkirche, der die Mittel zur Restauration ausgegangen sind. Das Dach wird von plumpem Holzgebälk gebildet, die Wände zeigen ungeschickt ausgebesserte, teilweise übertünchte antike Mosaikgemälde (aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts), und der Bodenbelag konnte gar nicht schlechter sein. Das einzige halbweg Kostbare waren noch die stattlichen Monolithsäulen, die das Dachwerk stützten.

Der linke Teil des Querschiffes gehört den Armeniern, die Mitte und rechte Seite den Griechen. Damit diese beiden Parteien recht friedlich zum Segen der Menschheit mit einander beten und arbeiten können, hat man zur größeren Sicherheit eine kleine Abteilung gut bewaffneter Soldaten ins Kircheninnere beordert, die ständig darin mit aufgepflanztem Seitengewehr herumgehen, als seien sie Herren der Kirche, — sie, die Mohammedaner!

Unter der Mitte des Querschiffes, wo sich der Hauptaltar befindet, liegt die Krypta der Geburtskirche, eine ausgedehnte Felshöhle, zu welcher zwei vielstufige Treppen hinabführen. Ohne eine Spur von Empfinden besuchte ich die Grotte. Es war ja auch kaum anders möglich, denn Bethlehem als Geburtsstadt Jesu ist ja mehr als in einem Punkte in Frage gestellt worden, um wie viel mehr erst diese Grotte. Ich besuchte diesen Ort nur, weil ich einmal da war, und weil es eine Modekrankheit ist, als Tourist alles sehen zu müssen, selbst das Unsinnigste.

Unten stand ein Soldat mit seinem Spieß, der mir gegen einige Metallik bereitwilligst Platz machte und mich näher treten ließ. Groß war der Raum nicht und zu hell gerade auch nicht, denn die zahlreichen silbernen und goldenen Heiligenlampen beleuchteten die Grotte nur sparsam. An der reichbemalten und dekorierten Geburtsnische, die zu ebener Erde liegt und eineinviertel Meter breit sein mochte, kniete irgend eine dunkle Masse, in der ich bei genauerem Hinschauen einen alten Mann erkannte, welcher nach allen Regeln der Kunst den silbernen Stern am Boden mit der Aufschrift (übersetzt): „Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren", und diese selbst tüchtig abscheuerte. Es ist derselbe Stern, der von den aus weit und breit herbeiströmenden Pilgern stets geküßt und anbetet wird.

Tritt ein Grieche ein, um gleichfalls einiges für sein Seelenheil zu verrichten und hat bemerkt, daß kurz vor ihm ein Andersgläubiger dort gebetet und geküßt hat, so spuckt er erst, wie ich's gesehen habe, auf den Stern, reibt ihn gehörig ab und befeuchtet ihn dann mit verdünntem Rosenöl; erst hierdurch ist er auch für ihn gebrauchsfertig geworden! Der Vorgang sieht nicht übertrieben lieblich aus, aber man gewöhnt sich im „gelobten Lande" mit der Zeit an derartiges.

Fünf bis sechs Schritte entfernt, durch einige Stufen getrennt, befindet sich die Krippe, in welche Christus gelegt wurde. Die eine echte Krippe wird in der Maria Maggiore zu Rom aufbewahrt, die andere in der Sofienmoschee zu Konstantinopel!

An der hinteren Grottenwand sieht man eine verschlossene Tür, die in die Fortsetzung der Höhle führt; den Schlüssel besitzen die Franziskaner. Man soll dort noch manchen denkwürdigen Gegenstand sehen können, so einen Altar, an dessen Stelle Joseph im Traume den Befehl zur Flucht nach Ägypten erhielt, einen anderen, wo Herodes einige Kinder umbringen ließ, die von den Müttern versteckt gehalten wurden, das Grab des Hieronymus und der Paula, den Ort, wo Hieronymus die Bibel in das Lateinische übersetzte und manches andere mehr!

Wem das nicht genügt, der kann noch die Milchgrotte besuchen, die in drei Minuten, nach Verlassen der Kirche, zu erreichen ist. Dort sollen sich die Eltern mit dem Jesuskinde unmittelbar vor der Flucht nach Ägypten verborgen gehalten haben.

Die weiße Farbe erhielt das Gestein, wie weise Priester erforscht haben, durch einen Tropfen Muttermilch, der zur Erde fiel. Man erzählte mir, daß sich oft schwache Frauen in die Grotte schleichen, um heimlich ein Stückchen Stein abzubrechen und ihn in Wasser aufgelöst mitzutrinken, in vermeintlichem Interesse ihrer Säuglinge.

Jahrein, jahraus kommen unzählige Pilger nach Jerusalem, die Haus und Hof im Stiche ließen und sich mit Not und Mühe das nicht geringe Reisegeld zusammengespart haben. Ja, es gibt sogar welche, die nichts haben, nicht einen Pfennig, und doch den weiten Weg nicht scheuen; Gott wird schon helfen, sagen sie, und dafür sorgen, daß sich mitleidige Menschen finden, die von ihrem Überfluß etwas ablassen. Nur einmal verweilen wollen sie alle in Palästina und dort für sich und die Angehörigen beten; denn wer dem lieben Gott dort seine Bitte vorgetragen hat, den erhört er sicherlich und vergibt ihm alle seine Sünden zeitlebens; so wenigstens verkünden die unfehlbaren Vertreter Christi vom hohen Stuhle in Rom und manch ein Sektenführer. —

Uns ist jene gelobte Ferne fremd geworden. Wir wissen's mit dem Dichter:

Daß Christ in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest ihm, nur dieses ja,
Ist Bethlehem und Golgatha?

Die Weihnachtspredigt.

Pastor Schellmeyer saß an seinem Schreibtische und sah nachdenklich, die Feder in der Hand, auf ein leeres Blatt Papier. Das heißt, er sah eigentlich nichts, seine Augen waren wie mit einem Schleier bedeckt. All sein Sehen war zum Sinnen geworden, zum Schauen nach innen. Morgen war Weihnachten. Und er wollte seine Weihnachtspredigt niederschreiben. Neben ihm lag das neue Testament aufgeschlagen. Er hatte aus dem ersten Brief des Johannes sich das Wort gewählt (Kapitel 4 Vers 16): „Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm". — „Weihnachten, das Fest der Liebe! Gott ist Liebe! Glauben die Menschen das? Können sie's glauben? Ist Liebe ihnen Wirklichkeit? Der Gott der Liebe lebendige Gegenwart, Erleben und Leben? Kennen sie Liebe? Geben sie Liebe?" — Schellmeyer fühlte, wie Erinnerungen in ihm aufstiegen, Erinnerungen an alte und neue Enttäuschungen. Zwanzig Jahre war er fast in der Gemeinde; er war alt in ihr geworden. Alt und kälter, ärmer an Freudigkeit und Glauben. Wie wenig war er doch verstanden worden, wie unzählige Male hatte er erfahren müssen, daß seine Worte an den Herzen vorübergeweht waren, daß sie immer wieder von dem Alltag zertreten wurden. „Liebe? Gab es das überhaupt? Haßte und neidete es nicht immer weiter, war nicht jeder nur auf seinen Vorteil bedacht? Waren sie nicht alle so klein, so eng, so niedrig gesinnt? Und war er denn so viel besser als die andern? In guten, heiligen Stunden war's je und je über ihn gekommen. Und er hatte sich über sich selbst erhoben und hatte versucht, sie mitzureißen in seine Welt, dem Lichte, der Sonne entgegen, hatte sie aufgesucht, in ihren Häusern und an ihren Krankenbetten gesessen, ihren Gesprächen gelauscht und ihre Taten gesehen. Was er erlebte, war so nach und nach wie Eis in seine Seele gefallen. Ja, er war alt geworden, alt und arm. Und morgen war Weihnachten. Dann war die Kirche voller als sonst, dann kamen auch manche von denen, welche er nur selten dort sah. Weihnachtsglanz und -freude ließ auch ihre Herzen wieder ein wenig wärmer schlagen. Für ein paar Stunden unter dem Lichterbaum! Aber nachher war alles, wie es immer war. Und er predigte von der Liebe .... sie hörten zu, fanden die Predigt vielleicht schön, d. h. wenn er keine ernsten Worte sprach, wenn er sich nicht verleiten ließ, solche Gedanken durchklingen zu lassen, wie sie jetzt in Kopf und Herz summten. Er wollte sich auch nicht mehr verleiten lassen. Es hatte ja keinen Zweck." Schellmeyer nahm sein neues Testament in die Hand. Er atmete tief und schmerzlich auf. „Gott ist die Liebe ...." Er wollte doch lieber einen andern Text nehmen. Das alte Weihnachtsevangelium. Darüber ließ sich ja immer noch manches sagen. Um am Ende war's ja auch einerlei, was er predigte ...." Es klopfte. „Herein!" Eine Frau trat ein. „Herr Pastor, Sie möchten doch gleich einmal zu Frau Arfeld kommen. Es ist schlimmer mit ihr geworden. 's wird wohl zu Ende mit ihr gehen. Sie verlangt nach Ihnen." „Ich komme sofort. Gehen Sie voraus und melden Sie meine Ankunft." Die Frau ging und Schellmeyer folgte ihr bald. — Es war ein häßliches Wetter. Der Nebel war so dicht, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte. Der Schnee, der seit ein paar Tagen den Straßen und den Häusern ein weihnachtliches Aussehen gegeben hatte, begann aufzutauen. Bei jedem Schritt war man in Gefahr, auf dem nassen, weichen Boden auszugleiten. Ein Wetter, nicht geeignet, trübe Stimmungen zu verscheuchen. Und der Pastor ging zu einer Sterbenden. Die Straßen waren trotz des schlechten Wetters voll von geschäftig dahineilenden Menschen. Heute war Weihnachtsabend. Es war später Nachmittag. Hier und da leuchteten die Kerzen eines Weihnachtsbaumes durch die Fenster in den Nebel hinaus. Pastor Schellmeyer wird wohl heute keinen Baum und keine Weihnachtsfeier sehen. Seine Kinder waren erwachsen und in der Ferne. Die Gattin war ihm vor vier Jahren nach langem Siechtum gestorben. Der jüngste Sohn kam erst zur Nacht von der Universität, wo er im zweiten Semester Philologie studierte. Das theologische Studium hatte der Vater ihm verboten, trotzdem es sein Herzenswunsch war, Pfarrer zu werden. — Es war ein ziemlich weiter Weg bis zu dem Hause der Witwe Arfeld. Sie wohnte in dem Arbeiterviertel bei ihrem Schwiegersohne. Ihr Leben war ernst und schwer gewesen von Jugend an. Der Mann war schon früh gestorben und hatte sie mit einer Tochter und einem Sohne zurückgelassen, als der Sohn drei Jahre alt war. Nachdem die Tochter sich verheiratet hatte, zog die Mutter zu ihr. Denn der Sohn war zum Herumtreiber und Tagedieb herabgesunken. Das nagte an dem Mutterherzen, zumal dieser Sohn wie ein finsterer Schatten zwischen ihr und dem Schwiegersohne stand. Der hatte anfangs der Mutter bei ihren Bemühungen um den Unglücklichen redlich beigestanden, als sich aber alles als fruchtlos erwies, hatte er ihm das Haus verboten. Seit der Zeit galt er im geschwisterlichen Hause für tot. Sein Name durfte nicht genannt werden. Aber die Mutter fand immer wieder Mittel und Wege, den Sohn zu sprechen und ihm Lebensmittel oder Kleidungsstücke, die sie sich abdarbte, zuzustecken. Schellmeyer hatte sie eines Abends bei fürchterlichem Wetter mit einem unheimlich aussehenden Manne unter einem halbverfallenen Holzschuppen stehen sehen. Das hatte ihm Veranlassung gegeben, nachzufragen, und so hatte er alles erfahren. — „Die arme Frau hat auch erfahren, wie Liebe belohnt wird", sprach Schellmeyer zu sich, noch unter dem Banne seiner eigenen trüben Gedanken. Im Hause kam ihm die Tochter entgegen. „Guten Abend, Herr Pastor. Gut, daß Sie gleich gekommen sind. Mutter ist recht schwach, es geht zu Ende." Damit führte sie den Pastoren ins Schlafzimmer der Alten. Mit einem Blick sah Schellmeyer, daß dies Leben am Erlöschen war. Leise setzte er sich neben das Bett und ergriff die welke Hand der Sterbenden, die zusammengeballt auf der Decke lag. Die Alte schlug die Augen auf und sah den Pastoren fragend an. „Wer is dat?" ..... lispelte sie mit ängstlicher Stimme. „He schall mi den Daler nich nehmen ....." Sie erkannte den Geistlichen. Ein Freudenschimmer flog über das runzlige Gesicht. „O, Herr Pastor! Dat is man good, dat Se kamen sünd. Et geiht to Enn' mit mi .... aber, Herr, nun lässest du deine Magd mit Frieden dahinfahren, denn ..." Sie atmete schwer. Schellmeyer sagte ein paar beruhigende Worte. Doch die Alte richtete sich halb empor und sprach hastig, während flüchtiges Rot ihre Wangen überzog und die Augen leuchteten, und zeigte dem Pastoren einen Taler, den sie sofort wieder krampfhaft umschloß: „Krischan het en Daler schickt. Tom ersten Mal. He het Arbeit funnen. Un veertein Dage is he da all bi. Dissen Daler het he mi schickt un en Breef dabi. Herr Pastor, jetzt ward he good. Un dat ick dat noch belewt heff! Un he schall ook to min Gräffnis kamen. Min Swiegersähn hett't mi versproken. Un, Herr Pastor, seggen Se em doch, wie ick mi freit heff, un ick harr dat woll wußt, dat he nich slecht wer. Man swack wer he. Un nu ward he good." Der Atem ging röchelnd. Matt sank sie in die Kissen zurück. Der Tod kam. Der Pastor erhob sich und sah ihr schweigend ins Gesicht. „Herr Pastor!" Ganz leise bewegten sich die Lippen. Schellmeyer beugte sich dicht über sie. „Den Daler schält se mi laten .... Mit in den Sarg ..... O min Krischan, min Kind, min lewe Jung .... Du bist nich slecht .... Nu ward alles .... good .... ganz good ...." Wenige Augenblicke später stand der Atem still. —

Als Schellmeyer nach Hause kam, wurde er schon von seiner treuen Haushälterin ungeduldig erwartet. Sie half ihm eilfertig aus Mantel und Überschuhen und führte ihn seltsam lächelnd ins Wohnzimmer. Dort strahlte ihm ein Weihnachtsbaum entgegen und vor ihm stand sein Junge, der Student, der schon eher gekommen war, um den Vater zu überraschen. Als die erste, herzliche Begrüßung vorüber war, zog Schellmeyer ihn noch einmal an sich und rief ihm zu: „Junge, Du sollst jetzt doch Theologie studieren. Ich

will deinem Herzenswunsch nicht mehr entgegen sein. Pastor sein ist doch etwas Herrliches, Gesegnetes." — Lange saßen Vater und Sohn zusammen. Schellmeyer erzählte von seinem Erlebnis. „Das ist Mutterliebe, die wunderbare, nie versiegende. Und ich meinte, es gäbe keine Liebe." Es war ein seliger Weihnachtsabend, wie er seit langen Jahren nicht mehr im Pastorat gefeiert worden war. — Endlich mahnte der Sohn den Vater, sich an seine Predigt zu machen. „Sonst kommst du zu spät zur Ruhe, Vater. Und Ruhe tut dir not." „Meine Predigt ist — fertig, Junge. Ich habe sie heute Abend am Sterbebette der alten Arfeld erlebt." —

Was war denn heute mit dem Pastoren?, dachten die Kirchenbesucher am nächsten Morgen. So hat er noch nie gepredigt. Sie hatten recht. So hatte er lange nicht mehr gesprochen. Aber solche Aufmerksamkeit, solch leuchtenden Gesichter hatte er auch seit langem nicht mehr vor sich gesehen. An ihm hatte es gelegen, daß er so mutlos geworden und die Menschen ihm so klein vorgekommen waren. Man muß an die Menschen glauben. Und man muß sie lieben, wie eine Mutter ihr Kind, um an sie glauben zu können. — Er redete von der Mutterliebe, dem Abbild der Gottesliebe. Weihnachtsstimmung lag über der ganzen Gemeinde. Und mancher nahm den Spruch mit in sein Haus, sich und den Seinen zum Segen: „Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Vegesack. Baars.

Weihnachten.

Die Weihnacht, für die meisten unseres Volkes das Fest der Freude, ist da! Die alltäglichen Sorgen treten hinter die Freude über die Gaben der Liebe, mit denen die Menschen in Haus und Gemeinde sich gegenseitig beschenken, zurück. Aber es gibt auch viele, besonders in den Straßen und Gassen der Großstädte, welchen Weihnachten keine Freude bringt, viele, denen kein Strahl der Liebe wider dunklen Herzenskummer erquickend leuchtet, so viele, die die Weihnachtsfreude der anderen mißmutig macht und verbittert, weil sie unter den mancherlei freudlosen Erfahrungen ihres eigenen Lebens verlernt haben, sich zu freuen, wie sich Kinder freuen, zu lieben, wie Kinder lieben und darum auch an das Fest der Liebe und des Friedens auf Erden zu glauben mit seligem, fröhlichem Kinderglauben. Aber die Sehnsucht nach Freude, Liebe und Glauben, oder nach einem befriedigendem Dasein bleibt auch in den verbittersten Herzen, ja sie ist da vielleicht noch viel stärker vorhanden, weil das Fehlende immer schmerzlich entbehrt zu werden pflegt. Diese Sehnsucht ist dem ganzen Menschengeschlechte eigen, sie ist nicht von heute, sie ist uralt. Schon unsere germanischen Vorfahren, ja die ganze heidnische Welt hatte das Bedürfnis, alljährlich zur Zeit der Sonnenwende ein Fest freudiger Hoffnung zu feiern. Die zunehmenden Tage, die in dieser Zeit einsetzen und die den Sieg der Sonne über Winterkälte und Winternacht und das Kommen eines neuen Frühlings verkünden, gaben den Menschen auch neuen Lebensmut, neues Vertrauen, zu schaffen, zu wirken, zu überwinden.

Als das Christentum in der alten Heidenwelt immer mehr an Boden gewann, setzte man allmählich auch das Geburtsfest Christi, des Leben und Licht bringenden Heilandes, auf den 25. Dezember, das heidnische Fest der Wintersonnenwende. Die Heidenwelt verehrte die Sonne, Christus ist die wahre Sonne der Gerechtigkeit. Christus, die himmlische Sonne, tritt also am selben Tage, wie die irdische Sonne, am 25. Dezember in Erscheinung. Es ist somit ein religiöses Interesse gewesen, welches den Geburtstag Christi, über welchen wir keineswegs ein festes Datum sicher bestimmen können, auf den 25. Dezember verlegte.

Diese Fixierung des Christfestes war gleichzeitig eine Kriegserklärung an die orientalischen Sonnenkulte, welche die römisch-heidnische Welt, statt ihrer altheimischen Götter, aus Asien nach Europa verpflanzt hatte. Auf Münzen des Kaisers Aurelian findet sich das Bild der Sonne neben dem des Kaisers.

Erst um 354 wurde das christliche Weihnachtsfest nachweislich in Rom, 376 in Antiochia gefeiert. Christus, die himmlische Sonne, wird das Sinnbild des Gottesreiches (civitas dei) gegenüber dem Reiche des Teufels im Sinnbild der irdischen Sonne. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich dann das Geburtsfest Christi die ganze christliche Welt erobert. Daß es nicht von Anfang an gefeiert wurde und bekannt war, zeigen uns noch heute die armenischen Christen, welche nichts vom 25. Dezember wissen und den 6. Januar als Tauf- und Geburtsfest Christi feiern. Man feierte in der altchristlichen Kirche nicht gern Geburtstage und heute noch feiert der Katholik nicht seinen Geburtstag, sondern seinen Namenstag, den Todestag seines Schutzheiligen.

Wenn wir nun heute unter dem Stern der Weihnacht stehen und uns Weihnachtsgaben erbitten, so können das nur drei Wünsche sein, welche wir aber für unsere Zeit ganz besonders notwendig haben, deren Mangel in allen Ständen schon viel Unheil angerichtet hat. Wir wünschen uns allen zunächst: „Mehr Licht!" — Das ist notwendig bei der Unsicherheit und Unstetigkeit, welche auf den politischen und sozialen Maßnahmen oftmals verderblich lastet. Mehr Licht aber auch, um das Gute und Schlechte besser von einander zu scheiden. Mehr Licht, das hineinleuchtet in menschliches Unrecht, Heuchelei und Unwahrheit, mehr Licht aber auch, das uns so viel wirklich vorhandenes Gute dankbar erkennen läßt. Nicht weniger Licht braucht aber auch jeder einzelne, um sich selbst kennen zu lernen, in seinen Schwächen und Fehlern, um sie zu bessern, in seinen guten Anlagen und Fähigkeiten, um sie immer mehr dem Ziele zu, dem Guten nach sich auswirken zu lassen.

Der zweite Wunsch ist: „Mehr Liebe". Viele Menschen werden im Laufe der Zeit so kalt, so hart gegen ihre Mitmenschen, daß sie keine Teilnahme, kein Wohlwollen ihren Mitmenschen gegenüber mehr beweisen. Die Selbstsucht läßt uns ungerecht, parteiisch werden, einseitigen Interessen nachjagen, unbekümmert um das Elend vieler Unglücklichen, das aus solcher Handlungsweise entsteht. Daher so viel Klassenhaß im Lande, so viel Mißgunst über dem Wohlergehen des Nächsten, so viel Lieblosigkeit, wo die Gerechtigkeit Liebe fordert, und darum auch so viel Unfriede und Parteigezänk ohne Ende. — Wie viel mehr könnten sich die Menschen unter einander sein und werden, wenn einer den andern mehr verstehen und weniger mißverstehen wollte. Wenn man die Gleichheit der Menschen vor Gott weniger auf den Lippen trüge, sondern auch mit der Tat erkennte; wenn man das Glück, das man selber wünscht, auch andern neben uns gönnte und ihnen dazu verhülfe.

Endlich „Mehr Leben". Weg mit der Mattigkeit und der müden Unlust! Unsere Zeit braucht frische, wachsame Männer, die nach Arbeit fragen. Wir sollten wieder mehr Freude am Wirken, am Schaffen haben. Das erzeugt Leben, das sein Ziel sucht. Ein zielloses, verfehltes Leben birgt unendliches Weh, führt abwärts! — Wir sollen aber nicht abwärts gehen, sondern aufwärts steigen. Unsere Kräfte müssen wachsen mit den uns gestellten Aufgaben. Wir dürfen den Mut nicht sinken lassen vor der Größe dieser Aufgaben, sondern „vorwärts" muß die Losung sein. Unser Leben muß sein, wie ein Adlerflug zur Sonne, die uns erwärmt, die uns neu belebt.

Ein solches Leben führte Christus! Er hat uns trotz äußeren Unglücks gezeigt, daß man trotz aller Irrlichter sein Ziel, das ewige Licht, nicht aus dem Auge verlieren soll, daß man trotz aller bitteren Erfahrungen Liebe bewahren und auch unter schwerem Kreuz kraftvolles Leben bezeugen kann. Darum freuen wir uns mitten im kalten Winter, daß uns die unversiegbare Quelle des Lichts, der Liebe und des Lebens siegreich über Finsternis, Haß und Tod erschienen ist in Christus.

Laßt uns schöpfen aus der Quelle, und trinken, dann

ist es keine Verheißung mehr, dann erfahren und merken wir den Sinn der Weihnachtsbotschaft:

„Friede auf Erden!"
O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen, uns zu versühnen
Freue, freue dich, o Christenheit.

Wohlleben-Cöln.

Eine Weihnachtsbitte.

Die Leser und Leserinnen des „Protestantenblattes" werden sich sicher einer „Nachträglichen Weihnachtsbitte" für die arme Husitengemeinde Weling in Böhmen zu Anfang dieses Jahres erinnern, und denjenigen unter ihnen, die mit warmem Herzen und offener Hand dieser Bitte Folge gaben, sodaß nicht nur die Zinsen, sondern auch ein Teil des Schuldkapitals gedeckt werden konnte, möchte nun die Bittstellerin ihren Dank dadurch ausdrücken, daß sie einiges von ihren Erlebnissen bei den Husiten mitteilt.

In unseren Reiseplan nahmen wir, mein Mann und ich, selbstverständlich in allererster Linie das arme, von „den Wassern der Trübsal" so schwer heimgesuchte Walddörflein Weling auf, allerdings nicht ahnend, auf welchen Umwegen dies zu erreichen sei. Die böhmische Geographie lernt man eigentlich erst, wenn man im Lande selbst herumfährt und die unzähligen Privatbahnen und Bähnchen, in die man aus- und einsteigen muß, durchfahren hat. Ich will deshalb, wenn ich Sie einlade, uns nach W. zu begleiten, in keine geographischen Erörterungen eintreten, ich will nur kurz sagen, daß wir von Prag aus weit nach Osten, bis an das mährische Grenzgebirge, zu Fuß, zu Wagen und mit der Bahn fahren mußten, bis wir an der Station Holitz aussteigen durften.

Wir waren in Begleitung eines l. Freundes, des böhm. Pfarrers aus Kloster, der ein Mann seltenster Art ist, der Großes für seine Glaubensgenossen tut und der mir auch seiner Zeit den Brief des Presbyters Spaceck zuschickte und dadurch der Gemeinde Weling aus der größten Not geholfen hat.

An der Bahn stand ein Einspänner, der uns nach Weling bringen sollte. Der Fuhrmann, ein junger Mann von etwa 20 Jahren, ehemaliger Konfirmand unseres Begleiters, machte sich eine Freude daraus, seinen Seelsorger und dessen Gäste nach Weling zu fahren. Seine Mutter, die Besitzerin des Fuhrwerks, ging zu Fuß.

Das dankbare Weling hatte einen Festgottesdienst in seinem Bethaus für uns vorbereitet, und die Glaubensgenossen kamen aus nah und fern, viele Stunden weit zu Fuß, zu Wagen, zu Rad, um mitzufeiern.

Es war ein Sonntagnachmittag, ein köstlicher Augusttag. Der Weg führte durch einen schönen Wald, in dem sich viele Pilzsucher herumtrieben. Die Böhmen schwärmen für Pilze, sie verstehen dieselben vortrefflich zuzubereiten und ersetzen sich dadurch das fast ganz mangelnde Gemüse.

Nach wohl dreiviertelstündiger Fahrt hatten wir Weling, das idyllische Walddörflein, erreicht und wurden von dem zuständigen Pfarrer, dem Presbyter Spaceck und einigen Gemeindegliedern empfangen und begrüßt. Vor dem bescheidenen Bethaus, das, wie alle Husitenkirchen, ihr Wahrzeichen, den Kelch statt des Kreuzes trägt, und von einem hübschen Drahtzaun gegen alle Fährlichkeiten umgeben ist, standen die herbeigekommenen Festteilnehmer, und drinnen hatten sich schon die Frauen niedergelassen. Wir wurden nun zuerst in die Behausung des Kirchendieners geführt, die an das Bethaus angebaut ist und die aus einem einzigen Raum besteht, der als Wohn- und Schlafzimmer, Schuhmacherwerkstätte, Küche und Sakristei zugleich dient. Die Wiege, das Erstgeborene bergend, die Schuhleisten, der Herd, der Chorrock, alles stand und hing friedlich beisammen, und peinlichste Reinlichkeit herrschte in dem Gemach.

Nach kurzer Zwiesprache begann der Gottesdienst in dem nahen Bethaus. Alles war dicht besetzt, und aller Augen richteten sich auf die neue Abendmahlsdecke, die ich mitgebracht und auflegen ließ, und auf der mit großen, weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen stand: „Das tut zu meinem Gedächtnis." Darüber glänzten die von der Gemeinde Wollbach, Fräulein Friederich in Karlsruhe und uns beiden gestifteten Abendmahlsgeräte. Es begann der Gesang. Die Böhmen singen unglaublich gern und mit großer Andacht und sie singen mehrere ganze Lieder und Psalmen mit unzähligen Versen durch, meist ohne Orgel, weil Orgel und Glocken sie zu sehr ans Katholische erinnern. Unser Begleiter hielt eine Ansprache an uns, die in rührenden Dankesworten an alle ausklang, welche der großen Not in Weling gesteuert hatten, und die meinen Mann veranlaßte zu danken und unserer Freude über diese schöne Stunde des Zusammenseins mit den lieben Glaubensgenossen Ausdruck zu geben.

Es ist ungemein rührend zu sehen, wie andächtig diese Husiten in ihren Gottesdiensten sind, wie sie singen, wie sie beten, wie sie der Predigt lauschen, und so verhielten sie sich auch bei der nachfolgenden Predigt des zuständigen Pfarrers.

Nach vielen Begrüßungen und Abschiednehmen verließen wir das Bethaus und kehrten in die Sakristei zurück, wo ein kleines Festmahl mit gebratenen Tauben bereit stand, das von der kath. Lehrerstochter und der Frau des Kirchendieners zubereitet war. Und festlich waren wir auch hier gestimmt. Der glühende Herd tat unserer gehobenen Stimmung keinen Eintrag, und das böhmische Wiegenkindlein fühlte sich auf meinen Armen sehr geborgen. Und als sich mir beim Abschiednehmen drei Frauen näherten, jede mit einigen freundlichen Worten ein kunstvoll verpacktes Glas darbietend, da schienen mir wirklich die lieben alten Weisen aus dem Morgenlande wieder gekommen zu sein, aber was sie darboten, es war kein Gold, kein Weihrauch, keine Myrrhen, es waren Preiselbeeren, Pilze und Honig.

So freudvoll und erhebend dieser Besuch bei dem armen Häuflein in Weling gewesen, so bedrückend war uns ein anderer Besuch in einem noch ärmeren Dörflein, Waltersdorf.

Von dem uns allen bekannten Schlachtort Königgrätz fuhren wir weit nordwärts, dem Riesengebirge zu. Es war eine schöne Fahrt, und die Lage des Dörfleins ist wunderlieblich. Aber wie groß ist die leibliche und geistliche Not der Leute! Es sind Handweber. Ein Mann, der von morgens fünf bis abends zehn Uhr am Webstuhl sitzt, verdient 60 Kreuzer, d. i. eine Mark, und eine Frau mit Spulen 30 Kreuzer, und trotzdem hat sich dies arme Völklein eine evangelische Schule gebaut und eingerichtet, damit ihre Kinder doch ja im evangelischen Glauben erzogen werden könnten. Auch hier fanden wir diesen tiefen religiösen Ernst, den die blut- und tränenreiche Geschichte der Gegenreformation bis in unsere Zeit den Husiten aufprägt.

Gleichwie einst Israel mit heißer Sehnsucht seinen Messias erwartete, so hoffte diese Gemeinde Waltersdorf 120 Jahre lang auf einen Geistlichen, und als er wirklich erschien, mußte er schon nach eineinhalb Jahren weiterziehen, sie waren nicht im stande, die Mittel zur Erhaltung der Pfarrei aufzubringen.

Weihnachten ist da. Keine „nachträgliche", sondern eine „zeitige" Weihnachtsbitte möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen des Protestantenblattes ans Herz legen. Helfet diesem armen Gemeindlein zu einer besseren Zukunft.

Wie immer bin ich gerne bereit, große und kleine Gaben zu übermitteln.

Karlsruhe, den 15. November 1905.

Frau Professor Frieda Thoma,
Bismarckstraße 35.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 52.

Bremen
Berlin.

23. Dezember 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Weihnachtsgedanken zur Kirchenpolitik. — Die preußische Schulvorlage und die Lehrerschaft. — Offener Brief an Herrn Dr. Karl Lueger, Bürgermeister von Wien. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Berichtigung. — Anzeigen.

Weihnachtsgedanken zur Kirchenpolitik.

Leonardo da Vinci arbeitete an seinem berühmten Abendmahlsbilde. Die Jüngergestalten waren fast vollendet, nur der Platz für das Bild des Heilands war noch frei. Immer und immer noch nicht wollte ihm die Stimmung kommen. Jetzt meinte er ihn vor sich zu sehen, jetzt wollte er beginnen, immer wieder mißlang es ihm.

Aber der Judas war prächtig gelungen, immer wieder kehrte sein Auge zu diesem Meisterwerk zurück. Der Haß hatte ihm den Pinsel geführt. Er hat ihm die Gesichtszüge seines ärgsten Feindes gegeben, er wollte ihm ein Denkmal unauslöschlicher Schmach setzen, daß sie ihn alle wiedererkennen, daß sie mit Fingern auf ihn weisen sollten: Judas!

Aber er riß sich los von diesem Bilde, den Herrn wollte er ja malen, er zermarterte sein Hirn, er hatte doch oft ihn gemalt! Was stört ihn heute, was läßt ihn nicht Ruhe zum Gestalten und Schaffen, was zerreißt immer wieder das eben aufdämmernde Bild? Warum gelang des Judas Bild? Weil er haßte, warum gelingt des Herrn Bild ihm nicht? Weil er haßt und nicht liebt! Nun weiß er's! Der Judas stört ihn; mit haßerfüllter Seele, die sich immer wieder an dem Judasbilde freut, kann er den Herrn nicht malen. — Den Pinsel her! — Noch zögert er, soll er dem Triumph der Rache entsagen? — Doch nun fährt er zu, ein Farbenfleck vernichtet das Gebild des Hasses — schwer atmet er auf wie von einer Last befreit — und licht und lichter steigt des Herrn Bild vor seiner Seele auf — nun, nun kann er den Herrn malen!

Ähnlich, wie ich's hier aus dem Gedächtnis wiedergegeben habe, las ich kürzlich diese Geschichte in unserem befreundeten Schweizerischen Protestantenblatt, wenn ich recht mich besinne. Alsbald ging mir's durchs Herz: Warum wirken die Parteien in der Kirche so viel Unheil, die doch sein müssen und immer sein werden und dann doch zum Segen gesetzt sind? Weil sie hassen! Immer das Auge scharf auf den Gegner gerichtet, immer spähend nach einer Schwäche, nach einem Fehler, immer das Gute an ihm so lange wägend und bezweifelnd, bis man den schlechten niedrigen Hintergedanken meint gefunden zu haben, und nun den Pinsel her mit den dunklen Farben des Hasses und nun sein Bild gemalt, scharf, unerbittlich, die Töne tief, die es recht dunkel machen! Welche Freude dann an solchem Bilde! Welch jubelnder Beifall darüber: — — — daß Menschen, daß Christen, daß Brüder derselben Kirche so schlecht, so grundschlecht sein können!! Die Anhänger jubeln, die Gegner knirschen mit den Zähnen, auch die Menge läßt sich eine Weile erregen und erbittern, dann wird ihr die Sache öde und langweilig, die Edlen ziehen sich voll Abscheu zurück, die feinen Gemüter schaudern vor den grellen Tönen, die Hungrigen werden vom Kampfgeschrei nicht satt, — keiner mag schließlich ein solch haßentstelltes Bild lange ansehen, — und die, die es malten und denen es galt, sind beide schlechter dadurch geworden! — Den Pinsel her, — weg die Bilder des Hasses aus der Kirchenpolitik, den Herrn, den Heiland, gilt es den Leuten zu zeigen, den kann aber nur die Liebe malen, die Liebe zu Gott und den Menschen — auch zu den Feinden!

Wollen wir mit solcher Mahnung den Ernst, die Energie, die Wahrhaftigkeit aus der Kirchenpolitik, aus unserer Politik entfernen? Nimmermehr, — nur den Haß! Wir müssen und wollen des Gegners Schwäche, des Gegners Irrtum, auch seine Falschheit, seine Gefährlichkeit beim Namen nennen, um seinetwillen (wie er's mit uns tun soll, um unsererwillen), um derer Willen, die ihn verkennen und ihm in die Irre nachlaufen, um der Wahrheit willen, wider die wir nicht können, aber — haben wir es in den Parteien denn nur und einzig mit dem Gegner zu tun, nicht auch mit unseren Freunden, mit denen, die für Kirche und Evangelium durch uns gewonnen werden müssen? Wollen wir in fruchtlosem Kampf — denn wer maßt sich an, den entschlossenen Gegner durch Wort und Widerwort zu gewinnen? — Zeit und Kraft vergeuden und die positive Arbeit, die bauende, werbende, gewinnende Arbeit darüber versäumen? Kampf muß sein, und das Weihnachtskind, so licht und lieblich sein Bild uns heute wieder leuchtet, ist zum Manne geworden und hat das Schwert des Geistes rascher geführt, aber Kampf muß nicht allein sein, derselbe Mann, der den Pharisäern zurief: „Ihr Heuchler", der rief die Mühseligen: „Kommet her zu mir". Darum heute zum Weihnachtsfest für uns und unsere liberalen Freunde — und auch für unsere Gegner, die es hören wollen — laßt uns das Judasgesicht auslöschen, laßt uns aufhören, uns am Fehler, an der Häßlichkeit unserer Gegner zu berauschen, laßt uns nüchtern sein, scharf, klar, ernst und frei — und laßt vor allem uns den Jammer und die Not fühlen unserer Zeit und an die Arbeit gehen, ihr die große Freude der Weihnacht zu verkündigen.

Die preußische Schulvorlage und die Lehrerschaft.

Aus Lehrerkreisen wird uns geschrieben: Der gegenwärtige preußische Kultusminister scheint auf die Mitwirkung der Lehrerschaft bei der Ausgestaltung der Volksschule durch die Gesetzgebung kein besonderes Gewicht zu legen. Es ist nicht bekannt geworden, daß bei der Bearbeitung des Gesetzentwurfes, der jetzt das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigt, Lehrer, die ein sicheres Urteil in diesen Dingen haben, gehört worden seien. Wenn man die Vorlage und ihre Begründung durchliest und in fast jedem Paragraphen die Allmacht der Schulbureaukratie manifestiert findet, wird man diese Beiseitelassung der in erster Linie urteilsfähigen Kreise nicht verwunderlich finden. Daß die

Lehrerschaft nun aber auch stumm und resigniert zur Seite treten würde, hat man auf unserer Seite wohl nicht befürchtet und auf der Seite der Gegner nicht erwartet. Der Preußische Lehrerverein hat für den 29. d. M. eine Versammlung, den Dritten Preußischen Lehrertag, nach Berlin einberufen und wird zu der Vorlage Stellung nehmen. Die Erörterungen und Beschlüsse werden aber schwerlich für die Unterrichtsverwaltung eine besondere Anerkennung enthalten.

Seinen Titel, „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen", trägt der Entwurf nicht mit Recht. Die Schulunterhaltung wird nur in einem Teil des Entwurfes geregelt. Die wesentlichsten und einschneidensten Bestimmungen beschäftigen sich mit anderen Dingen. In der Öffentlichkeit ist die Anschauung verbreitet, daß die konfessionellen Bestimmungen das Herz der Vorlage seien. Auch das ist nicht ganz zutreffend. Was man sonst konfessionell nennt, kennt der Entwurf gar nicht. Er geht in vielen Bestimmungen über die verfassungsmäßige Berücksichtigung der Konfessionen mit einer Brutalität hinweg, wie sie dem unkirchlichsten Gesetzgeber schwerlich beikommen könnte. Im Gewande und unter dem Deckmantel der „Berücksichtigung konfessioneller Verhältnisse" wird vielmehr der Versuch gemacht, die gesamte Volksschule unter das offizielle Kirchenregiment zu zwingen und die offiziellen Vertreter der herrschenden Kirchen, der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche, fest und sicher auf die Kommandobrücke der Schule zu stellen. Die sogenannten konfessionellen Bestimmungen haben nicht zum Ziel, die Lehrkörper der konfessionellen Zusammensetzung des Schülerbestandes entsprechend zu formieren und den konfessionellen Minderheiten durch Anstellung von Lehrern ihrer Konfession auf dem Schulgebiete entgegen zu kommen, sondern jeder Kirche, sei es die katholische oder die evangelische Landeskirche, den einmal eroberten Platz möglichst lange zu erhalten. Für die einklassigen Schulen wird nicht etwa bestimmt, daß der Lehrer der Konfession der Schülermehrheit angehören müsse, auch für mehrklassige Schulen ist dieser Gesichtspunkt nicht in erster Linie maßgebend, sondern es sind evangelische oder katholische Lehrer anzustellen, „je nachdem die bisherigen Lehrkräfte katholisch oder evangelisch waren". Erst wenn in einklassigen Schulen die Minderheit fünf Jahre hindurch weniger als 20, in mehrklassigen Schulen weniger als 40 Kinder zählt und die Mehrheit in einer ebenso langen Zeit mehr als zwei Drittel beträgt, müssen Lehrer anderer Konfession angestellt werden. In der Praxis muß das zu den ungeheuerlichsten Verhätnissen führen. Es kann ganz gut vorkommen, daß Jahrzehnte hindurch eine früher vielleicht rein katholische Schule infolge Verschiebung der Bevölkerung Hunderte von evangelischen und vielleicht nur 50 katholische Schüler hat und trotzdem das Lehrerkollegium dauernd katholisch bleibt. Wenn das die verfassungsmäßige „Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse" wäre, so würde eine Änderung der Verfassung sicherlich notwendig sein. Das Bestreben, das offizielle Kirchentum zum Mitregiment in der Schule heranzuziehen, hat sogar in dem Entwurf zu Bestimmungen geführt, die in der Praxis gar nicht ausführbar sind. Nach § 28 Absatz 5 soll in den Schuldeputationen der dem Dienstrange nach vorgehende oder sonst dem Dienstalter nach älteste Ortspfarrer der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche in der Schuldeputation sitzen. Es bleibt Geheimnis der Bearbeiter, wie sie den Geistlichen der evangelischen Landeskirche in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau, wo die evangelische Landeskirche nicht vertreten ist, und auch in manchen Teilen der älteren Provinzen plazieren wollen. Hier hat offenbar die übertriebene Neigung, das Kirchenregiment als solches in dem Entwurf zur Anerkennung zu bringen, zu einem offenbaren faux pas geführt.

Und wie hier in dem Kirchenregiment, erblickt der Staat an anderer Stelle in der staatlichen Büreaukratie den geistigen Träger des Volksschulwesens. Die kommunale Selbstverwaltung ist dem Entwurf eine quantité négligeable, die in jeder Beziehung zurückgedrängt und eingeengt wird. An Stelle des bisher von einem großen Teile der Kommunen ausgeübten Lehrerberufungsrechtes soll den Gemeinden mit mehr als fünfundzwanzig Schulstellen ein stark beschränktes Vorschlagsrecht bei der Lehreranstellung zugestanden werden. Die kleineren Gemeinden mit fünfundzwanzig und weniger Schulstellen sollen bei der Besetzung überhaupt nur „gehört" werden, und dasselbe Verfahren wird bei der Anstellung von Rektoren und Hauptlehrern in sämtlichen Gemeinden verlangt. Damit würde allerdings jegliche innere und äußere freie Bewegung in der Lehrerschaft aufhören. Die Lehrer würden ihre jetzige Freizügigkeit einbüßen. Sie würden bei dem bescheidensten Avancement auf die Gnade der staatlichen Schulaufsicht, d. h. in den unteren Instanzen auf die Geistlichen, in den oberen auf die Regierungsschulräte angewiesen sein. Der jetzige, verhältnismäßig freie Volksschullehrerstand würde damit ein willenloses Organ der Schulbureaukratie und der ihr angegliederten geistlichen Schulaufsicht werden. Es ist möglich, daß man sich der Hoffnung hingibt, alle unbequemen Mahner damit dauernd mundtot zu machen. Man irrt sich natürlich. Während jetzt die im Amte befindlichen Lehrer in gebührender Rücksichtnahme auf ihre Stellung ihre Wünsche in gemäßigter Form zum Ausdruck bringen, werden sich dann schulpolitische Organisationen außerhalb des Lehrerstandes und neben ihm bilden, die in weniger koncilianter Form die Schwächen des Schulwesens aufdecken werden. Geistige Berufe lassen sich nicht in militärisch-bureaukratische Formen bringen.

Die Lehrerschaft zieht nicht mit besonderem Optimismus in den neuen Kampf hinein. Sie weiß, daß nur ein kleiner Teil der Gegner der früheren Lex Zedlitz den jetzigen in vieler Beziehung weit gefährlicheren Entwurf energisch bekämpft und daß deswegen die Annahme der Vorlage, wenn auch mit einigen Veränderungen, nahezu sicher ist. Von besonderem Werte ist es indessen, daß die Lehrerschaft heute die Sicherheit hat, daß ein großer Teil der protestantischen Geistlichen die überlebte äußerliche Zusammenkoppelung von Schule und Kirche nicht mehr billigt, sondern die Befreiung der Schule auch im Interesse des religiösen Lebens unterstützt. Mag man die protestierenden Lehrer auch noch so oft als Gegner der Kirche an sich, ja als Gegner der Religion anklagen, das ist eine der vielen Verleumdungen, die sich jeder gefallen lassen muß, der gegen alte Institutionen zu Felde zieht und neuem, zum Licht emporbringendem Leben zur Anerkennung verhelfen will. Man glaubt heute erkannt zu haben, daß eine Rückwärtsbewegung, wenn sie ihre Ziele erreichen will, das geistige Leben der Massen zunächst hemmen muß, und bekämpft deswegen die Volksschule heute viel bewußter, als in den Zeiten der schwärzesten Reaktion. Der gegenwärtige Unterrichtsminister mag dazu innerlich stehen, wie er will, das Steuerruder haben andere Hände ergriffen. Exzellenz Studt wird höchstens dem aus der Vorlage hervorgehenden Gesetz seinen Namen geben und sich damit, kaum in glücklicher Weise, zur Unsterblichkeit verhelfen. Das Gesetz kann der Volksschule nur verzweifelt wenig nützen, durch Beseitigung der Patronate, wird aber in so vielen Beziehungen die Entwicklung unterbinden, das Zusammengehörige zerreißen, die besten Kräfte lahm legen, daß der zukünftige preußische Unterrichtsminister, der die von den Pfadfindern der deutschen Volksschulpädagogik vorgezeichnete allgemeine Volksschule aufbauen will, diesen ganzen Kram in die Kluft werfen muß. Vielleicht werden dann auch diejenigen Vertreter der Kirche, die diesem Gesetze heute zustimmen, anerkennen müssen, daß eine Kirche, die die Geister nicht nur kommandieren, sondern durch Erziehung auf das Höchste im Menschen lenken will, kein Interesse

an irgend welcher Fesselung und Hemmung der Jugendbildungsanstalten hat.

Offener Brief an Herrn Dr. Karl Lueger, Bürgermeister von Wien.

Bielitz, den 1. Dezember 1905.

Euer Hochwohlgeboren haben auf dem jüngsten österreichischen Katholikentage in Wien die „Los von Rom"-Bewegung zum Gegenstand Ihrer scharfen Angriffe gemacht. Das ist, da Sie katholisch sind, Ihr gutes Recht. Ebensowenig wollen wir, angesehen Ort und Gelegenheit Ihrer Angriffe, wegen einer gewissen „goldenen Rücksichtslosigkeit" derselben mit Ihnen rechten.

Aber einige der Abwehrmittel, die der Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien bedeutend unter ihm stehenden Verteidigern Roms entnommen hat, zwingen uns, die Vertreter der im Evangelischen Pfarrerverein für Österreich vereinigten Pfarrer, zu einer entschiedenen Einsprache.

Wir verwahren uns und unsere Kirche gegen Ihre Schmähungen der zum Protestantismus Übergetretenen. Herzenskündiger ist nur Einer, und völlig reine Beweggründe wird man in einer religiösen Massenbewegung ebensowenig wie in einer politischen, auch nicht in einer christlich-sozialen, in jedem Einzelfalle genau feststellen können. Aber wir haben sehr viele aufrichtige und tüchtige Männer und Frauen gewonnen, deren Verlust die römisch-katholische Kirche mit Recht beklagen mag. Wir lassen diese nicht in Bausch und Bogen verunglimpfen. Die „Los von Rom"-Bewegung ist ein ureigenes Werk der römisch-katholischen Kirche. Sie hat angesichts derselben zu klagen: Mea culpa, mea maxima culpa! Die unter ihrem erzieherischen Einfluß rommüde Gewordenen vor Gleichgültigkeit und Konfessionslosigkeit zu bewahren, gebietet das Vorbild des Herrn der Kirche, der gerade die Hülflosesten und Gefährdetsten aufgesucht hat, und verbietet uns nicht der Wettbewerb der Konfessionen, der immer gewesen ist und sein wird, so lange es solche gibt.

Wir weisen zum anderen die Anmaßung zurück, mit der Sie zur schleunigen Ausweisung der von unseren evangelischen Gemeinden auf Grund des Kaiserlichen Patentes vom 8. April 1861 und der evangelischen Kirchenverfassung rechtmäßig berufenen ausländischen Geistlichen auffordern. Diese, unsere Brüder, stehen an Liebe zu ihrem Adoptivvaterlande und an Kaisertreue niemand nach. Sie dürfen beanspruchen, ebensowenig verächtlich behandelt zu werden, wie die zahlreichen reichsdeutschen katholischen Priester, die als Vorkämpfer einer Anti-„Los von Rom"-Bewegung nach Österreich geschickt worden sind.

Wir verbitten uns endlich auf das entschiedenste die Andeutung eines hochverräterischen Charakters der „Los von Rom"-Bewegung. Behauptungen, daß diese die Bevölkerung für eine künftige reichsdeutsche Aneignung williger machen solle, sind Phantasiegebilde. Kein einsichtiger österreichischer evangelischer Pfarrer wird über diese Frage anders als weiland Fürst Bismarck urteilen: „Man kann sich Österreich nicht wegdenken, ein Staat wie Österreich verschwindet nicht." Aber unsere österreichische Vaterlandsliebe darf uns nicht daran hindern, die religiös-kulturellen Beziehungen mit unseren außerhalb Österreichs wohnenden Glaubensbrüdern zu pflegen. Daraus politische Machenschaften zu folgern, lassen wir uns ebensowenig nachsagen, wie etwa die römisch-katholischen „Missionäre", die in fast rein evangelischen Ländern den Aufgaben ihrer Kirche nachgehen.

Im Namen unserer eingeborenen wie unserer neutralisierten Amtsbrüder und der zu unserer Kirche Hinzugetretenen fühlen wir uns verpflichtet, gerade Ihnen gegenüber, Herr Bürgermeister von Wien, die gekennzeichneten Angriffe mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Durch diese werden wir Evangelische uns am allerwenigsten abhalten lassen, auch in Zukunft in Einigkeit des Geistes für das Evangelium treu zu arbeiten, das für alle Völker Österreichs reiche Segenskräfte in sich schließt.

Hochachtungsvoll

Der Vorstand des Evangelischen Pfarrervereins für Österreich.

D. Arthur Schmidt, Pfarrer in Bielitz, Obmann. — Dr. Friedrich Selle, Pfarrer d. Z. in Aussee, Schriftführer. — Julius Antonius, Pfarrer in Wien. — Karl Eckardt, Senior in Graz. — Ferdinand Hrejsa, Pfarrer in Prag — Wilhelm Mühlpforth, Pfarrer in Ölmütz. — Josef Nesper, Pfarrer in Choudim. — Ernst Piesch, Pfarrer in Komotau. — Dr. Johann Pindór, Pfarrer in Teschen.

Nachrichten.

Der französische Protestantismus steht mit dem am 6. Dezember vom Senat angenommenen Trennungsgesetz vor der Aufgabe, sich nun in der Freiheit vom Staate einzurichten. Unser freundlicher Mitarbeiter in Frankreich hat uns für die ersten Nummern des neuen Jahrgangs einen Bericht über die kirchliche Lage zugesagt, so freuen wir uns darauf, genaues von einem Augenzeugen zu hören und geben heute nur einige Zahlen aus einem Bericht der „Voss. Ztg." Nr. 591. Die Lutheraner zählen nach diesem Bericht 80 000 Seelen, die Reformierten 700 000. Nach einer Statistik vor sechs Jahren hatte die Reformierte Kirche 101 Konsistorien, 553 Gemeinden mit 700 Filialen und 638 vom Staat besoldete Geistliche. Die jährliche Staatsunterstützung betrug für Frankreich 1 549 600 Franks, für Algerien 85 800 Franks. Für die beiden theologischen Fakultäten Paris und Montauban zahlte der Staat 85 800 Frks. Im Durchschnitt erhielt der Pfarrer 1800 Frks. jährlich, keine Alterszulagen und kein Ruhegehalt. — Alle diese Summen fallen nun fort und müssen von den Gemeinden aufgebracht werden. Ernste Zeit für unsere französischen Glaubensgenossen. — Die Katholiken zählen ungefähr 36 Millionen. Wie eine Zuschrift aus Frankreich an die „Voss. Ztg." mitteilt, herrscht unter ihnen noch mancherlei Ratlosigkeit. Der Papst soll erklärt haben, vorläufig sich offiziell zu dem neuen Zustand in Frankreich nicht äußern zu wollen.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Berliner liberale Pastoralkonferenz, 8. Jan., 5 Uhr, im Architekten-Haus, Wilhelmstr. 92/93. Das Problem der Erlösung. Referent: Pastor Lic. theol. Dr. phil. Scheibe-Leipzig. — Debatte. — Theologen im Kirchen- und Schulamt und Kandidaten als Gäste willkommen. Verhandlungen sind nicht öffentlich.

Straßburg. Protestantisch-liberaler Verein, 14. Jan., 5 Uhr, Jahresfest in der Nikolaikirche. Festpredigt: Pfarrer Zier in Hürtigheim. Bericht: Dr. Blind. — Vorträge in der Nikolaikirche 8 Uhr abends: 1) am 15. Januar: Unsere Zeit und die Religion, Lic. Dr. Schweitzer; 2) am 22. Januar: Jesus und wir, Lic. Dr. Schweitzer; 3) am 29. Januar: Wir und die Kirche, Pfarrer Ernst, Thomaskirche.

Für den neuen Jahrgang

bitten wir um die Treue unserer Leser. Neue Pläne für unsere Arbeit wollen energischer als bisher dem nichttheologischen Leserkreise auch Genüge tun, unbeschadet des Interesses, das unser Blatt sich auch in den Kreisen der Pastoren erhalten will. Um Ausbreitung unseres Blattes in den Freundeskreisen bitten wir herzlich. Werbeblätter, die das, was unser Blatt bisher will und soll, aussprechen, Probenummern in beliebiger Zahl stellt die Centralstelle, Berlin S. 59, Hasenhaide 59, zur Verfügung. Leser, die die Verbreitung unseres Blattes sich besonders angelegen sein lassen wollen, möchten ihre Adresse freundlichst der Centralstelle zusenden.

Berichtigung. In der Anzeige in Nr. 51 (Lehrerin für Kobe) ist der monatliche Pensionspreis mit 70 Mk. angegeben, das ist ein Druckfehler; es muß heißen 70 Yen.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 27 b.

Zu verkaufen
Harmonium
mit 14 Registern, ganz billig.
A. A. Oehlmann, Friesenstr. 98.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,

berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Junger Glaube
Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. ℳ 1.25, geb. ℳ 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von
Carl Schünemann.

In unserem Verlag erschien und ist durch alle Musikalienhandlungen erhältlich:
Choralbuch
60 Choräle, vierstimmig gesetzt und mit Vor- und Zwischenspielen bearbeitet von
Karl Seiffert, op. 20.
Preis 3 Mark.
Schweers & Haake, Bremen.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert ℳ 3.—, gebunden ℳ 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— Erste Auflage in drei Wochen vergriffen. —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Kampf und Arbeit
des freien Christentums in Deutschland
1. Heft. 4 Bogen 50 Pf.
Die kirchliche Lage und der Protestantenverein
von D. Paul Kirmss
Beigabe: Die letzten Kundgebungen der kirchlichen Parteien und Gruppen:
Protestantenverein — Freunde der Christl. Welt — Evangelische Vereinigung — Bekenntnisfreunde — Konfessionelle Gruppe — Positive Union — Eisenacher Bund — Stille Vereinigung.
Gebauer-Schwetschke Druck u. Verlag m. b. H. Halle a. S.

Erstes Berliner Photographisches Vergrösserungs-Institut C. Seegert
BERLIN NO. 18,
Gr. Frankfurterstrasse 71. — — Begründet 1859.
Prämiiert:
BERLIN — — WEIMAR — — DRESDEN — — DARMSTADT.
Spezialität:
Erstklassige moderne Porträts
von kleinen, auch alten und verblassten Photographien bis Lebensgrösse in nur künstlerischer Ausführung (nicht zu verwechseln mit minderwertigen Kreidezeichnungen).
Grösse 50×60 cm incl. Porto u. Packung nur 10 Mk. p. Stück.
Andere Grössen entsprechend.
Schönstes Andenken an teure Verstorbene. — Bestes Weihnachtsgeschenk. — Aufträge für Weihnachten erbitten möglichst frühzeitig.
Annahmestellen und Vertreter an allen Plätzen gesucht!

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.
Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. o o o o Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.